

GRABENKIRCHE

Der Name des Grabenviertels stammt nicht etwa von irgendeinem Burg- oder Stadtgraben, sondern von dem reichen Geschlecht der Herren von Graben, das seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar, an der Ecke der heutigen Graben- und Hochsteingasse sein Stammschloß besaß. Einer obskuren aber verlässlichen Quelle entnehmen wir, daß in der Nähe der heutigen Grabenkirche seit vielen Jahrzehnten eine meines Wissens

in der Stadtgeschichte unbekanntes Säule stand. Im Dominikanerarchiv befindet sich ein wohl von den Dominikanern im Rechnenunterricht verwendetes Exempelbuch aus der Barockzeit, das unter „Subtrahierungen“ folgende Eintragung aufweist: „Die Säulen auf dem Graben Bey denen Capucinern hat die Jahr Zahl 1524, wie alt ist solche 1738?“ Aus dieser Zeit stammt nämlich der Foliant. Ob die Säule stadtgeschichtliche Reminiscenzen trug oder religiösem Gedankengut angehörte, vielleicht gar ein Bild des Täufers aufwies, ist leider dem lakonischen Text nicht zu entnehmen.



Abb. 58. Josef-Petrus
von Johannes Pieringer

sterns war der hoch- und wohlgebohrne Graf von Dietrichstein, Ferdinand des Dritten geheimer Rath, Ritter des güldenen Vlieses, Hofkammerpräsident in Steyer; die Gräfin von Künski und die adelichen Frauen von Hani, die, wie die Urkunden des Klosters bezeugen, Grund und Boden dazu freygebigst verliehen hatten.“ Zum Neubau hatte außer dem Adel auch das Landvolk der Umgebung gedrängt. Denn die Stadttore waren, wie eine zeitgenössische Quelle feststellt, nachts über gesperrt und so kam es nicht selten vor, daß „manicher, ehe man die Thor eröfne und der Beichtvatter khomen, trostloser und ohne den heiligen Sacramenten gestorben“ ist. Schon nach drei Jahren konnte, wie ein 1887 in der Sakristei wieder zum Vorschein gekommener Gedenkstein ausweist, der Neubau eingeweiht werden. Das Konsekrationsbuch berichtet näherhin: Am 27. August 1651 weihte derselbe Bischof Kirche und Hochaltar der Kapuziner außerhalb des Paulustores. Der Archidiacon und Pfarer von Graz hielt in Gegenwart

Im Jahre 1648 schritten die Kapuziner, die seit 1602 zu „St. Antonius auf der Stiege“ saßen, zu einem neuen Kirchenbau. Das bischöfliche Konsekrationsprotokoll vermerkt unter dem 29. August: Illustrissimus posuit primum lapidem pro Ecclesia S. Joannis Baptistae R. P. Capucinatorum Graecii, Bischof Johann Markus von Altringen legte den ersten Stein zu der Kirche des hl. Johann Baptist der ehrwürdigen Kapuziner zu Graz. Aquilin Julius Caesars Beschreibung des Herzogtums Steiermark berichtet hierzu: „Der vornehmste Stifter der Kirche und des Klo-

des Fürsten Dietrichstein und der Gräfin Dietrichstein als Stifterin des Klosters die erste Predigt, nachher sang der Fürstbischof das heilige Hochamt. Etliche Seiten später meldet es für den 23. Juni 1652 die Weihe zweier Altäre, *I m m a c u l a t a* und *I v o*. Leider ist von allen diesen Ausstattungsstücken keine Spur mehr vorhanden.

Gleich ihren Mitbrüdern zu St. Antonius stellten die Kapuziner „vom Graben“ in allen Sparten der Seelsorge wacker ihren Mann. Auf der Kanzel, im Beichtstuhl, am Krankenbett. Zumal auch an den Schmerzenslagern der *P e s t o p f e r*. Drei Patres opfer-ten in diesem heroischen Liebesdienste ihr Leben. Dank ihres volksverbundenen Hausverständes meisterten sie auch findig die Probleme des Alltags. „Dies ersehen wir“, schreibt Landesbibliothekar Dr. Karl Friedl in einer gehaltvollen Studie im Steirischen Volkskalender 1949, „aus einem Kontrakt, den der Provinzial am 10. August 1657 mit dem in der Gegend vor dem Paulustor reich begüterten Freiherrn Christoph Friedrich von Eibiswald abschloß. Dem zufolge gestattete der Freiherr den Patres des Konvents zum hl. Johannes Baptist an dem ihm gehörigen Mühlgang eine *T u c h w a l k e* zu er-richten, die dann in der Folgezeit die Kapuzinerklöster von ganz Innerösterreich (Steier-mark, Kärnten, Krain und Küstenland) mit dem notwendigen Bekleidungsmaterial ver-sorgte.“ Lange Jahre hindurch gaben sie den „Neuen Grätzerischen Schreib-Calendar“ heraus, der 1760 eine nicht unebene „Beschreibung des Herzogthums Steyermarkt“ ver-öffentlichte. Auch die „Grabenschule“ geht auf die Kapuziner zurück. Sie ward 1745 in ihren Klosterräumen eröffnet und zählte 1770 als Michaelischule 32 Schulkinder. Eben-dort unterhielten sie auch eine ordenseigene Lehranstalt für die Kapuziner-Theologen. Zum Unterschiede von anderen Orden sahen die bebärteten Söhne des hl. Franziskus, 1528 von Matthäus de Bassi gegründet, von Anfang an auf Nachwuchs aus dem eigenen Volk und Land. In der Turmknaufurkunde vom Jahre 1776 ist der damalige Konvent mit Namen angeführt, 8 Laienbrüder und 26 Patres. Unter den Letzteren waren 12 Grae-censes, Grazer, sodann je einer aus Bruck, Leibnitz, Wildon, Mureck, Murau, „Gambs“, Salzach, Marburg, Malborget. Laienbrüder stammten aus Graz, Schwanberg, Feldkirchen, Voralpe, Friesach und Retz. Kein Wunder, daß die „Grabenkapuziner“, die gleich ihrem Ordensstifter „Bruder Immerfroh“ die „Freude im Herrn“ verkündeten, ja verkörperten, sich allseits größter Sympathien erfreuten. Galten sie doch als „die lustigsten unter allen sechzehn Klöstern, die Grätz ehemals hatte“ und als die „bey den Grätzern belieb-testen.“ Dafür ward ihnen, als unter Joseph II. die Klostersaufhebung als Allheilmittel gegen die Gebrechen der Zeit ausposaunt wurde, großmütig versprochen, daß sie — als letzte „darankämen“. Dasselbe ward freilich auch den von den Landständen bevorzug-ten Karmelitern zugesagt. Doch wie schrieb der wackere Pfarrer von Straßgang? „Ver-sprechen ist herrisch, halten bäurisch“.

Anno Josefinismi kamen sie daran, 1786 auf der Stiege, April 1787 am Graben Adam Wolf distinguiert zwar wohlwollend: Sie „wurden nicht im Sinne der Gesetze von 1782 a u f g e h o b e n, sondern als für die Seelsorge entbehrlich geschlossen.“ Der Unterschied sei gewesen: „Die Mönche wurden versetzt, das bare Gold, Silber, Pretio-sen, die Almosenbeiträge an Holz, Fleisch, Getreide und anderes dem Ordensprovin-zial überlassen. Der Erlös von den liegenden Gütern, die Stiftungscapitalien, das Ver-mögen an Werthpapieren kam zum Religionsfond, aber die jährlichen Zinsen erhielt die steiermärkische Ordensprovinz.“ Es war eben nicht viel zu holen. Nach Dr. Friedl belief sich der Vermögensstand beider Konvente auf 8458 fl an Stiftungskapitalien, 13.265 fl an jährlichen Almosen, 3840 fl an liegenden Gütern. Dabei hatte das Graben-kloster allein im Aufhebungsjahre 46 Insassen. „Die Zucht und innere Ordnung im Klo-ster war zugegebenermaßen vortrefflich.“

St. Antonius ward — Irrenanstalt, St. Johann Baptist *P f a r r k i r c h e*. In demselben Jahre 1786, da Kaspar Andreas Ritter von Jakomini die „Jakomini-Vorstadt“, heute Zen-

trum von Graz, gründete, zog Dr. Ludwig Edler von Jakomini als erster Pfarrherr am Graben ein. Obwohl aus adeligem Geschlecht, sammelte der wackere Priester, in Liebe zu seinem kleinen Gotteshaus und zu seinen Pfarrkindern gleichsam die „Tradition“ fortsetzend, aus zahlreichen Grazer Kirchen Ausstattungsstücke ein. Eine der ersten Erwerbungen war ein neuer Hochaltar. Er kam „von H. Pfarrer bey den Franziskanern“ und wurde mit 60 fl bezahlt. Im gleichen Jahre 1786 bekam ein ungenannter Tischler „für Altäraufsetzen“ 10 fl. Um zwei Seitenaltäre wandte sich der Pfarrer an das fürstbischöfliche Konsistorium mit dem Bemerken, die Minoriten von Mariahilf seien „von einer hohen Landesstelle“ beauftragt worden, deren zwei „abzubrechen“. Er erhielt am 9. Dezember 1786 den Bescheid, man wisse zwar nichts von einem solchen Befehl, sollte er aber ergangen sein, würde man „ganz gern für die Pfarr am Graben einschreiten“. Es ist erfolgreich geschehen. Nach dem Gedenkbuch wurden sie 1792 um 100 fl angekauft. Am 16. August 1786 richtete Jakomini an den Fürstbischof das „Ansinnen“, sich dafür zu verwenden, daß ihm aus der „Freydhofkapelle zu St. Georgen in der Muhrvorstadt“ der Tabernakel überlassen werde. Der sei dort überflüssig, hier aber „sehr anwendbar“, denn der von den Kapuzinern übernommene sei „sehr schlecht“. Ein Wohltäter lasse sich „freymüthig“ herbei, dafür ein angemessenes „Geldquantum“ an das Armeninstitut zu entrichten. Der Bischof tat dem Bittsteller, der auch Mitglied des neuen Domkapitels war, gern den Willen, erhielt aber von Herrn Wisner von und zu Ehrenhoffen am 24. August den Bescheid, er könne über den Tabernakel „dermahlen so weniger etwas disponieren, als der Pfarrer zu St. Georgen an der Stiftung (sic) vermög einer mit dem vorigen Erzpriester und Stadtpfarrer getroffenen Einverständniß und Verbindlichkeit sich erklärt hat“, für denselben 150 fl zu geben. Auch dieses Hindernis ward beseitigt, nach dem Gedenkbuch kam er „samt den vergoldeten Holzleuchtern unentgeltlich hieher“. Ihm folgten laut Gedenkbuch zwei Glocken aus der Karmeliterkirche zu 1294 und 744 Pfund. „Eine dritte war noch von Kapuzinern vorhanden“. Ferner die Orgel aus der Dominikanerkirche zu St. Andrä, sowie die geschmackvoll bewangten Kirchenstühle aus der Karmelitenkirche. „Die Kanzel wurde auf Kosten der Frau Anna Tautscher hergestellt“. Selbst der junge Dom steuerte etliche „Gerätschaften“ bei, „die ehevor im Sacratio (Presbyterium) der Domkirche und dermal im Mausoleo aufbewahrte 2 Beichtstühle samt den noch vorfindigen Stücken des vorhinnigen Speissegeländers“. Es ist verwunderlich aber Tatsache, daß die aus allen Windrichtungen zusammen „ersammelten“ Gegenstände im Gotteshause durchaus nicht museal wirken, durchaus nicht zusammengewürfelt und disparat gegeneinanderstehen — sie fügen sich, als wären sie ursprünglich nach einem vorbedachten Plan erstellt worden, harmonisch zueinander. Das Verdienst mehrerer glücklich durchgeführten Restaurationen: 1866 unter Pfarrer Franz Legwarth, 1877 unter Pfarrer Karl Radler und 1928 unter Pfarrer Anton Trummer.

Und nun in Wort und Bild zurück zu den einzelnen Schaustücken, über die aus kunsthistorischen Gründen einiges zu sagen ist, obwohl die Kirche im Dehio nicht einmal angeführt ist. Der älteste Schatz (Tafel 40) ist ein kleiner, doch religiös ansprechender, künstlerisch wertvoller *Ecc Homo*. Schon Gustav Schreiner stellte 1843 fest, daß unser Ölgemälde aus der Meisterhand Pietro de Pomis' stammt. Wie kam es hieher? Man ist versucht anzunehmen, daß es schon der Kirchenstifter Sigismund Ludwig Graf von Dietrichstein hieher widmete, denn der Mann war schon 1635 Präsident der Hofkammer, zwei Jahre nach dem Tode des Hofmalers und Hofbaumeisters. Allein schon Schreiner verrät, daß der „in kräftigen Schatten gemalte, einer näheren Betrachtung werthe Kopf“ ein Vermächtnis des Galeriedirektors Josef August Stark ist. Dr. Stefanie Nebehay spricht das Werk de Pomis ab, hält es für die Arbeit „eines provinziellen Malers der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.“ Sosehr ich die kunsthistorische In-

tuition und exakte Forschung der Dame, die in ihrer Dissertation die „Schmerzhaftige Jungfrau“ in der Gnadenkapelle des Domes — siehe meinen „Dom zu Graz“, Seite 131 — dem Oeuvre des Hofmalers überzeugend anreichte, schätze, im Falle des Ecce Homo teile ich ihre Ansicht nicht. Abgesehen davon, daß Schreiner und Stark ganz gut archi-

valische Vermerke zur Verfügung gestanden haben können, finde ich hier ungleich mehr Gründe für die Aufrechterhaltung der stadtgeschichtlichen Tradition, als etwa im Falle des Kreuzbildes zu Mariahilf. Das Gemälde befindet sich ja in einem recht restaurationsbedürftigen Zustand, allein soviel ist auf den ersten Blick zu erkennen, daß dieses ergreifende Antlitz nicht ein mittelmäßiger Provinzler gemalt. Die tiefe Verschattung des Hintergrundes, die derzeit durch Risse und Sprünge „gemildert“ ist, findet sich gerade auch beim Bild im Dom und auf dem Selbst-

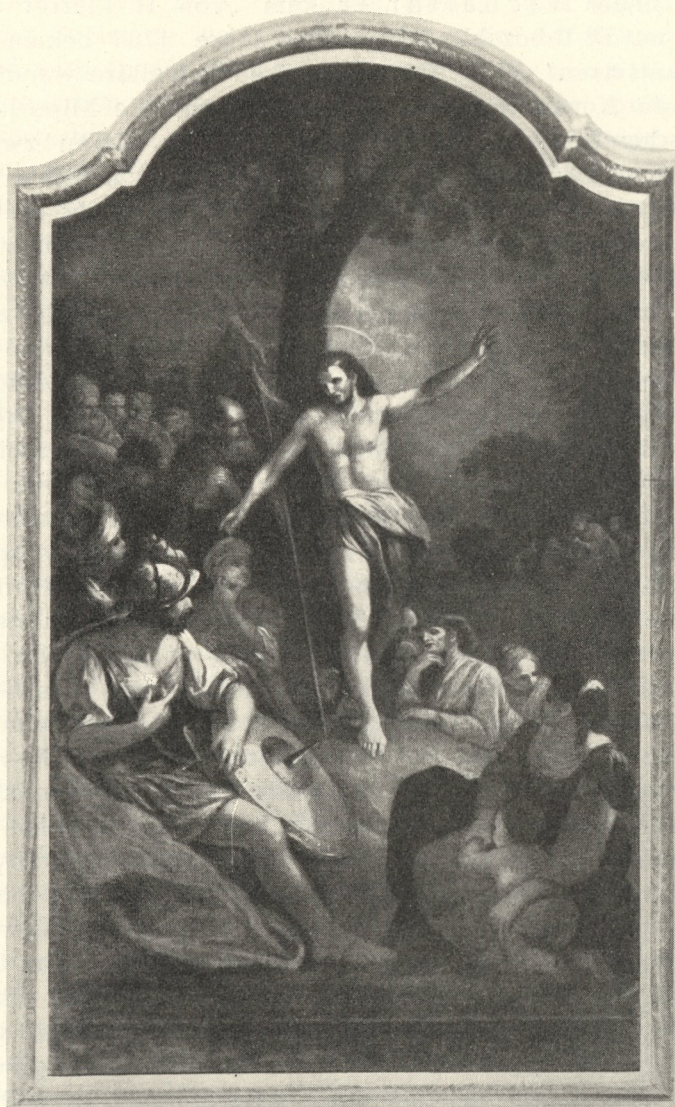


Abb. 59. Hochaltarblatt von Anton Jandl

Schöy mit Plastiken. Stammen die beiden großen Flankenheiligen Petrus und Paulus aus seiner Hand? Die Antwort wird dadurch erschwert, daß bei diesen Altarverkäufen fast nie der Titelheilige genannt wird, noch seltener der Standort. In diesem Falle kommt noch der kuriose Umstand dazu, daß sie laut Inventar 1942 im Jahre 1928 „umgebildet“ wurden, heißt aus St. Josef wurde St. Petrus, aus St. Joachim St. Paulus. Natürlich ging diese Metamorphose nicht ohne gründliche Zuhilfenahme des Schnitzmessers ab. Das lief nicht mit einer losen Änderung der Attribute ab, die ganze Gestalt kam daran. Josef-Petrus ist dabei ordentlich schlank geworden — durch Abheben „überflüssig“ plastischer Falten und so weiter. Den selbst am Gelock und Bart scharf modellierten Patriarchenkopf (Abb. 58), dessen markante Züge eine gewisse Verträumtheit, ja Verzücktheit umspielt, würde ich Schöy ganz gut zutrauen, den Korpus, selbst

porträt (Abb. 27). Die Belebung der Malflächen durch streifenförmige Reflexe oder gar Gewandteile ist am Dombild und besonders charakteristisch an den oberen Engeln des Mariahilfer Gnadenbildes festzustellen.

Hand und Finger des Schmerzensmannes wirken ja wirklich nicht eben klassisch, tragen eben Spuren einer nicht ganz kongenialen Übermalung.

Der Hochaltar kam bekanntlich aus der Franziskanerkirche. Die Dreifaltigkeitsgruppe wurde von Gschiel erneuert, die übrigen Figuren sind barock. Fünf Altäre der Barocke versah dort Jacob

die Überarbeitung einkalkuliert, nicht, noch weniger den an Physiognomie und Gewandung energiegeladenen „Paulus“. (Tafel 41.) Den breiten Schultern hat der Überarbeiter „nicht anmögen“, der bewußte Kontrapost, der stirnrunzelnde Ernst des Kopfes, der um die Leibes-

mitte geblähte Gewandbausch erinnern an Gestalten Joseph Schokotniggs, ja Veit Königens. Gestreckte Gestalt und kleinteilige Faltenbildung

sind dem Hochbarock entwachsen, die Stabaufgaben an den Säulenbasen gehören dem Rokoko an. Wir erinnern uns, daß die Franziskaner auch einen Altar aus der Karmeliterinnenkirche holten. Dorthin schnitzte Johannes Pieringer 1766 — 1767 drei Altäre. Sollte sich einer von ihnen hierher gerettet haben? Das wäre doppelt erfreulich, weil wir über seine Art und Fähigkeiten fast gar nichts

Sicheres in Erfahrung bringen

sicher in Erfahrung bringen dieser Kirche, die heute nur mehr vier Altäre hat, deren neun nachgewiesen. Doch kein Altar der Unbefleckten und des Beichtsiegelbewahrsers war darunter. Also ein Irrtum, eine Verwechslung etwa mit der St. Georgskirche? Keineswegs. Die Erklärung ist sehr einfach: Die Titelheiligen wurden ausgewechselt, die Altarblätter neu angefertigt. Man könnte das schon aus dem Wortlaut im Gedenkbuch herauslesen: Sie wurden angekauft und zu Ehren des hl. Johannes und der Unbefleckten aufgerichtet. Man wollte eben diese Patrone. Dieser Sachverhalt ist klar ausgesprochen auf einem Blatt des Diözesanarchivs. Auf einem „Ausweis, welcher bey der kanonischen Visitation zu überreichen kommt“, datiert vom 21. May 1844, unterfertigt von Pfarrer Michael Glavanitsch. Unter „Geschichtliche Notizen“ heißt es darin: Die zwei Altäre zu Mariahilf von



Abb. 60. Hochaltarblatt von Joseph Tunner

können. Dankbar müssen wir Pfarrer Jakomini sein, daß durch seine Umsichtigkeit der schöne mit vergoldetem Kupfer und silbernem Zierat überzogene Tabernakel der Friedhofskirche St. Georg auf uns kam. Ihre fünf Altäre sind bis heute verschollen.

Die Seitenaltäre wanderten aus Mariahilf zu. Zierliches Spätbarock. (Tafel 42 u. 43.) Die Oberbilder haben eine gute Dreikönigsgruppe und einen flauerer, späteren St. Erhard. Hauptblätter Immakulata und Johann von Nepomuk. Da erhebt sich eine Schwierigkeit, ein Widerspruch: Ich habe für die Rokokozeit in die-

der Pfarrgemeinde angekauft, „die Altarblätter hat auch die Gemeinde m a h l e n l a s e n“. Nun fällt uns erst richtig auf, daß die Bilder, besonders das rechte, bei aller noch barocken Grundhaltung durch eine hellere Farbgebung, durch „modernere“ Typik, freilich auch durch eine gewisse Steifheit, über das Rokoko hinausweisen. Durch ihre Farbenfrische beleben sie aber angenehm das ganze Innenbild der Kirche. Und darum wüßten wir gerne, wessen Pinsel hier am Werke war. Die Kirchenrechnungen sind von 1786 bis heute erhalten, bis 1840 habe ich sie überprüft. Leider nirgends eine Andeutung über die Entstehungszeit, geschweige denn über den Schöpfer. Einmal setzt der Rechnungsleger bei Künstlern und Kunsthandwerkern fast nirgends den Namen bei. Nur 1786 macht er zwei Ausnahmen: Vergolder K a r c h e r bekommt 29 fl „fürs Tabernäkl putzen und aufsetzen“, Zimmermeister Windisch 5 fl 30 kr „für das Gloggengerüst aufrichten“. Sodann: Es gab meist nichts zu verrechnen, Zahler waren fast immer Wohltäter. Ein nachweisbares Schulbeispiel: 1799 erhält ein Tischler 9 fl 51 kr „zur Aufbewahrung der von unbenannten Wohltätern sowohl prächtig als kostspielig beygeschafften 3 neuen Kirchen-Fahnen“. 1805 wird ein „Mahlerkonto zum anbefohlenen neuen Hl. Grab“ erwähnt, doch weder hier noch bei späteren Ratenzahlungen ein Name.

Den Patron des angekauften Hochaltars kennen wir nicht. Auch sein Blatt wurde erneuert: 1797 malte Anton J a n d l einen Johann Baptist hinein. Das Bild hängt gerahmt noch an der rechten Kirchenwand. (Abb. 59.) Charakteristisch für „unseren Kremser-Schmidt“ das durch wenige Lichtstellen unterbrochene Halbdunkel, dramatisch empfunden das Auftreten des Bußpredigers im Kreise der aufmerksamen, gelangweilten oder widersprechenden Zuhörer. 1865 mußte auch dieses Gemälde weichen, Josef T u n n e r malte einen neuen Kirchenpatron. Er ist ungerahmt noch in der Kreuzkapelle zu sehen. (Abb. 60.) Er ist gegenüber Jandl bedeutend lichter, übersichtlicher, ruhiger gehalten. Die Stärke des Gemäldes liegt nicht in seinen Hauptgestalten, dem mächtig auschreitenden Rufer der Wüste oder dem unabgelenkt dösenden Kriegsmann tief unter ihm, sondern in den keilartig postierten Zuhörern. Ihre Spitze ist zugleich ihre künstlerische Höhe: Dieses junge Weib, das sein volles rundes Haupt unverwandt dem Prediger zukehrt, doch wie in unbewußter Angst seine Hand schutzsuchend an die des gleichfalls tief beeindruckten Soldaten legt, ist überzeugendes Genre, liebliches Nazarenertum. Die beiden gezähmten, wenn auch noch nicht bekehrten Pharisäer vorne links können ihre Anlehnung an Raffaels „Schule von Athen“ nicht verbergen. Um 1887 hatte auch dieses Blatt ausgedient. Ritter Ludwig K u r z z u m T h u r n u n d G o l d e n s t e i n malte einen dritten Hauptheiligen. Nach dem Gedenkbuch machte die Kapuzinerkirche einst einen ärmlichen, einen düsteren Eindruck. Das Dunkel verfiel sich außer in den Kapellen am merklichsten in der Nische des Hochaltars. Weder Jandl noch Tunner vermochten es richtig aufzuhellen. Wohl aber tut dies das Gemälde Goldensteins, das die Hauptgestalt umrißhaft hält, die Zuhörer in die Tiefe rückt und den ganzen Hintergrund nach Art der alten Gotiker in Gold taucht, das leuchtende Reflexe wirft.

Der Hochaltar stand zur Zeit der Kapuziner, die dahinter ihren Chor sangen, vorne nahe am Kommuniongitter, der Kapellen-Kreuzaltar hart an der Mauer. Diese war nach einer Eingabe von 1845 „beyläufig anderthalb Klafter hoch schon ganz Salpeterich“, der Altar morsch. Sachverständige rieten, die Mensa zu erneuern, die Mauer durch Luftlöcher trocken zu legen. Der Plan ward kirchenbehördlich genehmigt. 1866 ging man noch einen Schritt weiter: Der Gekreuzigte aus Papiermasché, nach der Überlieferung Werk eines Kapuziners, übrigens eine anatomisch beachtenswerte Leistung, ward abgenommen. Jakob Gschiel schuf Ersatz und schnitzte eine Pieta, sowie die Heiligen Maria, Johannes Evangelist, Joachim und Anna. Für die Nische der Fassade meißelte er einen Johann Baptist. Diese selbst ward gleichfalls 1866 aufgeführt. Der Dachreiter selbst war 1776 aufgerichtet worden.